Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 42 (2000)

Artikel: Rätien in der Kosmographie des Sebastian Münster

Autor: Meyer, Friedrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972044

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rätien in der Kosmographie des Sebastian Münster

von Friedrich Meyer

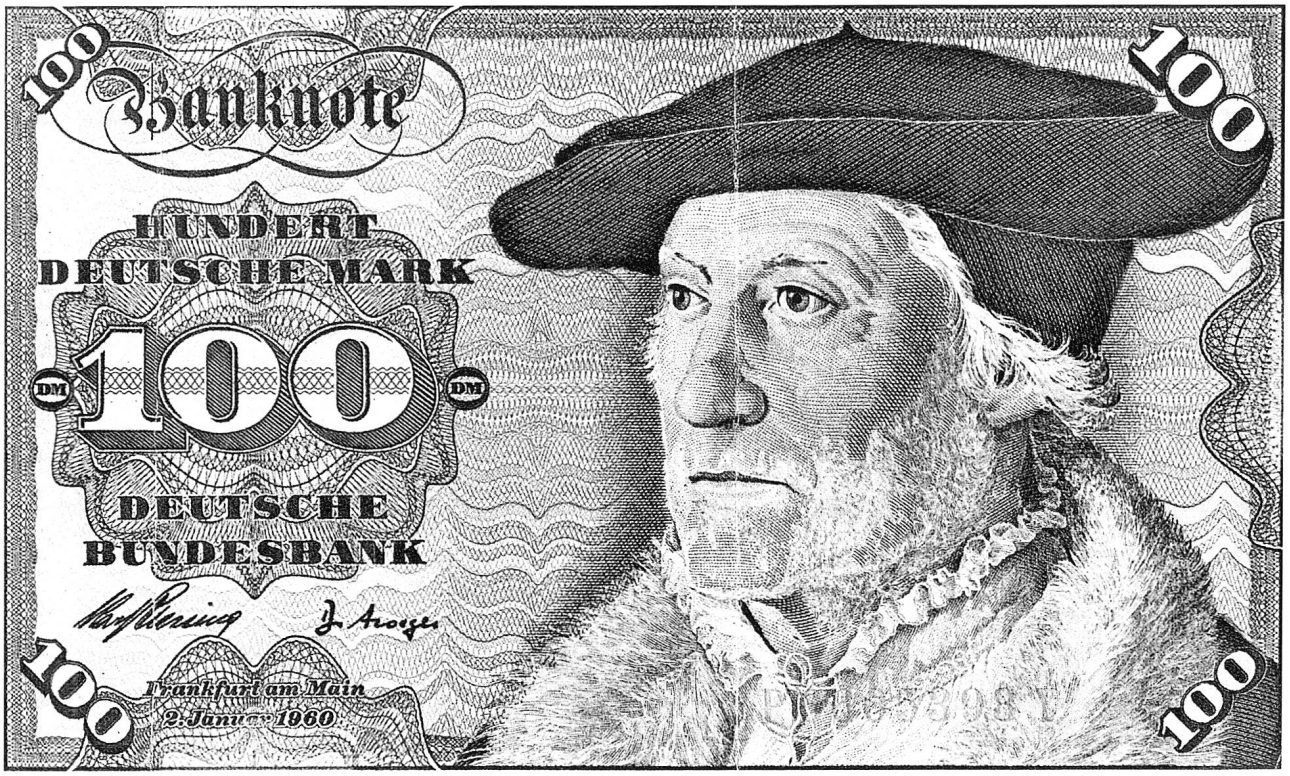
Darüber besteht kein Zweifel: seinen Zeitgenossen galt Sebastian Münster in erster Linie als der hervorragende Kenner der altorientalischen Sprachen, vorab des Hebräischen. Sein wissenschaftliches Verdienst war es, dass er sich nicht allein auf das biblische Schrifttum stützte, sondern darüber hinaus die gesamte jüdische Überlieferung in seine Forschung einbezog. Popularität erlangte er jedoch durch seine geographischen und topographischen Arbeiten, namentlich durch die erstmals 1544 bei Heinrich Petri erschienene und in der Folge mehrfach überarbeitete und erweiterte *Kosmographie,* eine grossangelegte vergleichende Länder- und Völkerkunde, die für die damalige Zeit eine wahre Pionierleistung darstellte. Sie wurde denn auch bis ins 17. Jahrhundert hinein immer wieder neu aufgelegt und zudem in verschiedene Sprachen übersetzt. Wir haben den folgenden Ausführungen die Ausgabe von 1550 zugrunde gelegt, da sie die endgültige, noch von Münster selber bearbeitete Redaktion bringt.

Sebastian Münster wurde 1488 oder 1489 in Ingelheim bei Mainz geboren. Mit ungefähr 18 Jahren trat er in Heidelberg dem Orden der Franziskaner bei. 1509 wurde er von seinem Orden nach Rufach im oberen Elsass gesandt, wo er mit dem gelehrten Hebraisten Konrad Pellikan (1478 bis 1556) in engeren Kontakt trat. 1518 siedelte Münster ein erstes Mal nach Basel über. Noch immer als Mönch des dortigen Barfüsserklosters arbeitete er für die Basler Buchdrucker als Korrektor, Herausgeber und Übersetzer. Dass Münster nach einem weiteren Aufenthalt in Heidelberg sich schliesslich endgültig für Basel entschied, ist wohl weitgehend dieser Zusammenarbeit mit den Basler Buchdruckern zu verdanken. 1529 wurde er als Professor für Hebraistik an die Basler Universität berufen. Im gleichen Jahr schloss er sich der Reformation an. Münster starb am 26. Mai 1552 an der Pest.

Wenn nun freilich die Darstellung Rätiens, der wir uns jetzt zuwenden, sowohl hinsichtlich ihres Umfangs als auch was die Lebendigkeit des Inhalts betrifft, sich in keiner Weise mit derjenigen des westlich der «Summae Alpes» gelegenen Rhonetals vergleichen lässt, so mag der Grund dafür einmal darin liegen, dass Münster 1546 eine grössere Reise ins Wallis unternommen hatte und dort mit bedeutenden Persönlichkeiten zusammengetroffen war, unter ihnen mit dem Bischof Hadrian von Riedmatten, dem Abt von St. Maurice, Bartholomäus Sostionis, sowie den Staatsmännern Jost und Johannes Kalbermatten, denen er wertvolle Informationen verdankte, während er in Graubünden vermutlich nie über Chur hinaus gelangte. Einen weiteren Grund sehen wir darin, dass über Rätien bereits eine vorzügliche topographisch-antiquarische Arbeit vorlag. Verfasser dieser kleinen Schrift ist der bekannte Glarner Chronist Aegidius Tschudi, und ausgerechnet Sebastian Münster war es, der im Jahre 1538 dieses Jugendwerklein Tschudis mit Einwilligung des Autors ins Lateinische übersetzte und unter den Titeln «Uralt wahr-

hafftig Alpisch Rhetia» und «De Prisca et vera alpina Rhetia» in beiden sprachlichen Fassungen in Basel herausgab. Münster verweist denn auch auf diese Schrift, unterlässt es aber aus lauter Bescheidenheit, seinen Anteil am Zustandekommen der Publikation zu erwähnen: «Von disen vǫlckern und andere mer, so in den hochbergen wonend, hat der fürnem mann Egidius Schudi von Glarys gantz eigentlich geschriben. Sein bůch ist vorhanden zů teütsch und latin.» Gestützt auf diese Quelle glaubt Münster sich darauf beschränken zu dürfen, das für seine Kosmographie unbedingt Notwendige zu berichten, wobei andrerseits aber auch sein Bemühen deutlich wird, Tschudi, wenn immer möglich, zu ergänzen.

Münsters geographische Betrachtungsweise macht es ihm unmöglich, das alte Rätien als Gesamtheit zu beschreiben. Eine einigermassen zusammenhängende Darstellung dürfen wir somit nur für die nördlich der Alpenübergänge gelegenen Landstriche erwarten. Wer also etwas über das Engadin und seine anliegenden Täler erfahren möchte, müsste an ganz anderer Stelle der Kosmographie nachschlagen, nämlich dem Kapitel über den Vintschgau und das Einzugsgebiet des Inn, und wäre enttäuscht, dort nur einige wenig aussagekräftige und erst noch reichlich ungenaue Angaben zu finden. Die folgenden Ausführungen beschränken sich darum im wesentlichen auf das Kapitel im dritten Buch der Kosmographie, das den Titel trägt: «Von dem hoch Schneegebirg bey ursprung des Rheins, wǫlches ynwoner zů unsern zeiten Grawbündter und Chůrwalchen genent werden.» Bereits in einem früheren Kapitel, in welchem Münster «von den fliessenden wǫssern Teütsches lands» berichtet, ist vom Rhein die Rede. Er nennt zunächst die Donau und fährt dann fort: «Das ander grosz wasser ist der Rhein, unnd der entspringt hinder Chůr im hǫchsten Schweitzer gebirg.» Dieses Bergmassiv werde vom griechischen Geographen Strabo (63 v. Chr. bis 19 n. Chr.) Adula genannt. Der Rhein hat dort zwei Quellen, «lauffen zůsammen ein Teütsch meil (etwa 7,5 km) ob Chůr». Die beiden Wasserläufe würden als Vorder- und Hinterrhein bezeichnet. Vom Ursprung des Vorderrheins bis ins Quellgebiet der Rhone wären es etwa drei Wegstunden, wenn es möglich wäre, der Luftlinie nach zu gehen. Dazwischen liegt in gerader Linie der Gotthard, wo ausser den genannten Flüssen auch der Tessin und die Reuss entsprin-



Sebastian Münster auf der 100-DM-Note, diese ist seit dem 30. Juni 1995 ausser Kurs.

gen. Jeder dieser vier Flüsse wendet sich nach einer andern Himmelsrichtung, die Rhone nach Westen, der Tessin nach Süden, die Reuss nach Norden «und der vorder Rhein von seinem ursprung bisz ghen Chůr gegen auffgang (Osten)». Die vier Flüsse bilden somit ein Kreuz, und von daher sei es berechtigt, ihr gemeinsames Ursprungsgebiet, den Gotthard, nach dem Vorbild der antiken Schriftsteller als «Summae Alpes» zu bezeichnen. Diese Angaben konnte Münster bei Tschudi finden, dem er teilweise bis in den Wortlaut hinein folgt.

Dasselbe lässt sich von den Aussagen feststellen, die Münster über das Herkommen der Bevölkerung dieses dem Wallis gegenüberliegenden Berglands macht. Es sind die «Grawenbündter», «die vorzeiten zů latin Rheti oder Canini und in Chůrwaler sprach Grisoni genent sind». Es soll sich um ehemalige Etrusker handeln, die einst von den Galliern vertrieben wurden und sich schliesslich unter ihrem Anführer Rheto in der grossen «růwhe» (rauhe Gegend) im Gebiet der beiden Rheine, der Etsch und des Inn niederliessen. «Von disem hauptmann seind dise Tuscier nachmals Rhetier genant worden.» Wir haben es also mit einer jener weitverbreiteten Abstammungssagen zu tun, welche den Namen eines Volkes von einer mythischen Führergestalt herleiten. In der Tat ist diese Sage schon den antiken Schriftstellern geläufig. So lesen wir in der Naturgeschichte des älteren Plinius (23 bis 79 n. Chr.): «Man glaubt, dass die Räter, die Nachkommen der Etrusker, unter ihrem Anführer Raetus von den Galliern verjagt worden sind.» Und bei Pompeius Trogus (um 20 v. Chr.) heisst es: «Auch die Etrusker haben nach Verlust ihrer väterlichen Wohnsitze unter ihrem Anführer Raetus die Alpen besiedelt und nach dem Namen ihres Führers das Volk der Räter begründet.» Viele Jahre später, lesen wir bei Münster, hätten diese Räter ihr Herrschaftsgebiet erweitert, nordwärts bis zum Bodensee und Walensee; gleichzeitig hätten sie sich innerhalb des Gebirges nach Süden ausgedehnt bis in die Gegend der Städte Como, Verona und Trient. Diese frühen Räter seien auch unter dem Namen Canini bekannt, was nach einer etwas fragwürdigen Etymologie die «Grauen» bedeuten soll. 357 habe Kaiser Konstantin im Kampf gegen die Alemannen auf den «caninischen Feldern» sein Heerlager aufgeschlagen und daselbst Hof gehalten. Münster lokalisiert dieses kaiserliche Lager in der Gegend der späteren Stadt Chur. Nachmals sei «das gantz land Rhetia Curiensis genant worden und die ynwoner Chůrwalen». Diese Angaben stehen in verschiedener Hinsicht auf wackligen Füssen. Zunächst handelt es sich bei dem erwähnten Kaiser nicht um Konstantin, sondern, wie Tschudi, dem Münster auch hier folgt, richtig bemerkt , um dessen Sohn Konstantius, der nicht erst 357, sondern bereits zwei Jahre früher einen Feldzug gegen die Alemannen unternahm. Münster scheint sich also verlesen zu haben. Auch hat Konstantius sein Lager nicht bei Chur, sondern in der Nähe des Bodensees errichtet. Schliesslich sind die «Campi canini», soweit wir dies der spätantiken und frühmittelalterlichen Überlieferung entnehmen können, eher im Gebiet des heutigen Kantons Tessin, jedenfalls südlich der Alpen zu suchen. In diesem Fall trifft jedoch weder Tschudi noch Münster eine Schuld, nennt doch der spätrömische Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus (um 330 bis 400 n. Chr.), auf den sich unsere beiden Autoren mehrfach berufen, tatsächlich die «Campi canini» als Ort des kaiserlichen Lagers. Wenn nun Münster den Namen der Stadt Chur aus dem Lateinischen ableitet und mit dem Hof des Kaisers in Verbindung bringt, so bleibt auch diese Deutung fragwürdig, auch wenn er zur Erhärtung seiner Theorie auf den späteren bischöflichen Hof mit Kathedrale, Schloss und Domhäusern hinweist. Dass der Name Chur mit dem lateinischen curia (Hof) etwas zu tun hat, steht nämlich keineswegs fest; nach neuerer Anschauung ist er keltischen Ursprungs und wird als Stamm oder Sippe gedeutet.

Hof zu Chur

Wie dem auch sei, die Erörterung über die Herleitung des Namens der rätischen Hauptstadt leiht Münster das Stichwort zur Fortsetzung seiner Ausführungen über Rätien; diese sind von Tschudi unabhängig. «Von dem hoff zů Chůr» lautet der nächste Abschnitt. Illustriert wird dieser mit einem annähernd quadratischen Holzschnitt (15,8 x 14,7 cm). Vor einer hügeligen Landschaft, die im oberen Teil bewaldet, in der untern Partie mit Reben bepflanzt ist, erhebt sich der befestigte Bau-

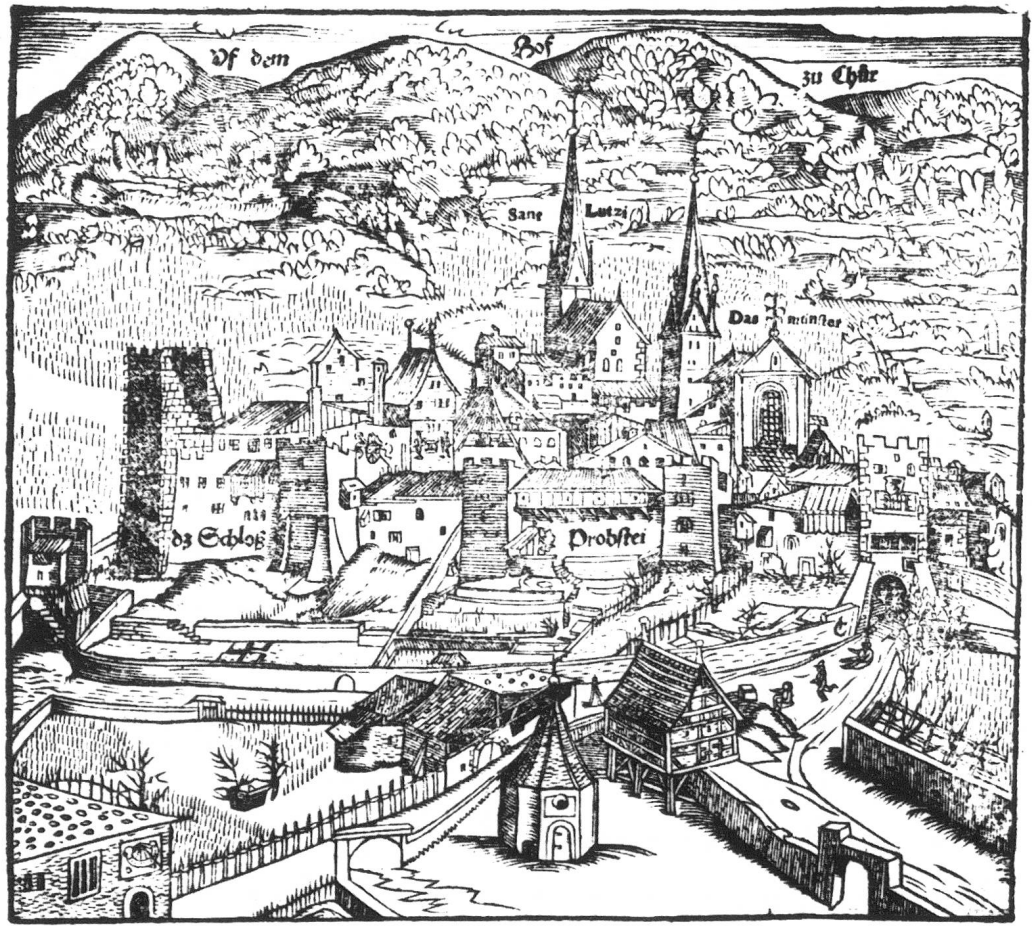
Item Plurs/vor zeiten Plurium genannt/zwischen Cläuen vnd Bergel gelegen.

Item die Drypleuen/nemlich Chiera/Domas/Surg/Grauedona/vnd Thung am Chumer See gelegen/wird jhnen vom Hertzogen von Meyland vorgehalten.

End aller inhabenden Länder so jetz die drey Grawenbünd inhaben.

Anno Christi 357. hat Keyser Constantinus/alß er gegen den Alemanniern gekriegt/ sein Läger geschlagē/vñ sein Hof gehaltē in Campis Caninis, in die Gegne da dieser zeit die Statt Chur ist/vñ also nach diesem Läger ist daselbst gebawē worden die Statt Chur/ vnd ist nachmals das gantz Landt Rhetia Curiensis genannt worden/vnnd die Eynwohner Churwalen: Dann Curia zu Latein/heißt auff Teutsch ein Fürstlicher oder grosser Hof. Mann neñt auch heut zu tag die Thumbkirchen Bischoffsbehausung/vnd den gantzen eynfang der Thumherren Heuser daselbst/auff dem Hof: aber die Statt in jhrem Gezirck heißt man Chur.

Von dem Hof zu Chur. Cap. ccyyyj.



DEr Hof zu Chur ligt in der Statt/aber an einem höhern ort/vñ hat ein besondere Clausur/die begreifft in jhr des Bischoffs Hof/vnnd andere Thumherren Heuser/sampt der Bischofflichen Hauptkirchen/welche alle nach Landts art wol gebawen sind: aber des Bischoffs Hof ist inwendig vnd außwendig viel herrlicher gebawen vnnd hübsch geziert mit Gemäld vnd täfelten Stuben vnd andern Gemachen. Man mag vmb diese Statt kein subtilen Leimen zu den Zieglen dienstlich finden/darumb werden die Tächer so vnfletig mit grossen Schindlen vnd Steinen gedeckt.

Von dem Hof zu Chur. In: Sebastian Münster: Cosmographie, deutsche Ausgabe (Foto: Rätisches Museum Chur)

komplex des bischöflichen Hofes. Dominiert wird die Gebäudegruppe von den beiden namentlich bezeichneten Kirchen, der Kathedrale und St. Luzi. Zur Linken des Betrachters erscheinen die unregelmässigen Bauten des Schlosses, in das sich als Eckpfeiler der trutzige Marsölturm einfügt; die Bildmitte nimmt das langgezogene, von zinnengekrönten Türmen eingeschlossene Gebäude der Propstei ein; rechter Hand befindet sich der Torturm, der eigentliche Zugang zum Hof. Er trägt das Wappen des Gotteshausbunds. Der Vordergrund zeigt eine lockere Überbauung ausserhalb der Ummauerung des bischöflichen Bezirks, darunter ein Fachwerkhaus, eine Kapelle, eine Mühle, links unten ein Haus mit einem von Steinen beschwerten Flachdach, dessen Fassade mit einer Sonnenuhr geschmückt ist. Die Ummauerung links vom Torturm trägt die Signatur des Formschneiders Jacob Clauser aus Zürich. Clauser war zwischen 1547 und 1578 in Basel tätig, wo er u.a. für Sebastian Münster arbeitete. Münsters Kommentar zu diesem Holzschnitt geben wir im Wortlaut wieder:

«Der hoff zů Chůr ligt in der statt, aber an einem hôhren ort und hat ein besundere clausur; die begreifft in ir des bischoffs hoff und anderer thumherrn heüser sampt der bischofflichen hauptkirchen, wôlche alle nach lands art wol gebauwen sein. Aber des bischoffs hoff ist inwendig und auszwendig vil herlicher gebeüwen und hübsch geziert mit gemeld (Gemälden) und mit tâfelten stuben und andern gemachen. Man mag (kann) umb die statt kein subtilen leimen (Lehm) zů den zieglen dienstlich finden; darumb werden die tâcher so unfletig mit grossen schindlen und steinen gedeckt.»

Die Bischöfe von Chur

Münster legt nun eine lange Namensliste von 45 Churer Bischöfen vor. Das Inventar endet mit seinem Zeitgenossen *Luzius Iter,* Bischof von 1541 bis 1549, «eines alten geschlechts unn burger von Chůr». Münster weiss, dass in Wirklichkeit die Zahl der Bischöfe weit grösser war, nicht weniger als 71 Nummern enthält die Liste; doch kennt er lang nicht alle Träger des bischöflichen Amts mit Namen. Schon gleich am Anfang gerät er in Verlegenheit: «Der erst bischoff, wie ettlich meinen, hat geheissen unn gelebt anno Christi 452...» Den Namen dieses ersten Bischofs lässt er aber weg. Um das Verzeichnis nicht allzu nüchtern erscheinen zu lassen, versucht er überall dort, wo ihm das möglich ist, den blossen Namen Leben einzuhauchen, indem er sie mit geschichtlichen Ereignissen in Verbindung bringt. Erstmals ist dies bei Bischof *Viktor* (II.) der Fall. In ihm begegnet uns ein Vertreter jenes rätischen Dynastengeschlechts der Viktoriden, aus welchem im 7. und 8. Jahrhundert eine Reihe von weltlichen und geistlichen Würdenträgern hervorgegangen ist, und unter denen die bischöfliche Würde faktisch beinahe erblich war. So soll Viktor der Sohn seines Vorgängers Paschalis gewesen sein. Wie immer diese Nachricht zu interpretieren ist, aus der Luft gegriffen ist sie keineswegs; sie wird durch eine Inschrift bezeugt, die einst in der Kirche zu Cazis zu sehen war, indes dem Brand dieser Kirche von 1768 zum Opfer gefallen ist. Die Inschrift nennt Bischof Viktor zusammen mit seiner Mutter und *seinem Vater und Vorgänger* Paschalis als Gründer des Frauenklosters Cazis, was auch von Münster berichtet wird. Dessen Datierung, «ongefar umb das jar Christi 760», dürfte freilich um einige Jahrzehnte zu spät angesetzt sein. Auffallend ist Münsters Bemerkung, die Frauen dieses Klosters seien frei und hätten die Möglichkeit, sich zu verehelichen.

Auch Bischof *Tello* ist ein Angehöriger der Viktoriden. Zu Recht erwähnt Münster, dass er der Sohn des «Tyrannen» Viktor war, der den frommen Placidus bei Disentis umbringen liess. Doch unterlässt er es, darauf hinzuweisen, dass Tello dem Kloster Disentis den Familienbesitz der Viktoriden hinterliess, um für die Vergehen seiner Vorfahren Busse zu tun. Unklar ist, was Münster über Tellos Eintreten zugunsten des Klosters St. Gallen gegen die Ansprüche des Bischofs von Konstanz schreibt, der mit allen Mitteln versuchte, die Abtei unter seine Botmässigkeit zu bringen. Grossen Wert legt Münster darauf, die mannigfachen Begünstigungen und Förderungen, welche die Bischöfe den karolingischen und ottonischen Kaisern verdankten, ins Licht zu rücken. Schon Bischof *Konstantius* wird von Karl dem Grossen mit Privilegien bedacht. Dass andrerseits die Trennung zwischen weltlicher und geistlicher Herrschaft, die der Kaiser vornimmt, indem «ein regie-

rer und beschirmer über Rhetiam» ernannt wird, was wohl nicht mehr zu Lebzeiten dieses Bischofs geschah, zu einer mindestens vorübergehenden Schwächung des Bistums geführt hat, deutet Münster indirekt an, wenn er berichtet, dass Bischof *Viktor* (III.) von Kaiser Ludwig (dem Frommen) «etlich gůter, kirchen unn spital» zurückerstattet wurden, die Graf Roderich in Rätien dem Hochstift entfremdet hatte. Münsters Behauptung, Kaiser Otto der Grosse habe Bischof Waldo das Kloster Disentis «sampt aller seiner gerechtigkeit (seinen Rechten) zů eigen geschenckt», ist vermutlich so zu deuten, dass Waldo die bischöfliche Würde mit der eines Abts von Disentis in Personalunion vereinigte. Die besondere Gunst des Kaisers geniesst Bischof Hartbert. 959 schenkt Otto diesem «die halb statt Chůr unn darin den gantzen zoll, die pfarkirchen sant Martins und sant Hilarii sampt der capel sant Carpofori zů Thrimmis». Ausserdem verschafft er dem Hochstift «auch sunst vil freiheiten» und erwirkt die Rückerstattung von Gütern im Elsass, die dem Bischof zeitweise entzogen waren. Dem alt und gebrechlich gewordenen Bischof habe der Kaiser seinen eigenen Kanzler Lutolf als Koadiutor an die Seite gestellt. Auch seinem Nachfolger Bischof Hiltibald wird die kaiserliche Unterstützung zuteil. Als nämlich der Schirmherr des Frauenklosters Schännis Ansprüche auf einen Hof in Zizers erhebt, bestätigt Otto dem Bischof sämtliche Schenkungen, die er dem Churer Bistum in Anbetracht des ihm durch die Sarazenen zugefügten Schadens gemacht hat. Auch wenn es Münster nicht ausdrücklich betont, so wird doch an solchen Beispielen deutlich, wie sehr die Ottonen an guten Beziehungen zu einem Bistum interessiert waren, das die Zugänge zu den für sie so wichtigen Alpenpässen beherrschte. Die politische Bedeutung des Churer Bistums wird auch an den folgenden Beispielen ersichtlich, die Münster aus der Epoche der salischen und staufischen Kaiser anführt.

Im Konflikt zwischen Heinrich IV. und dem Gegenkönig Rudolf (von Rheinfelden) wird Churrätien durch den von Heinrich geächteten Bayernherzog Welf mit Krieg überzogen. Während Graf Otto von Oberrätien zu Kaiser Heinrich hielt, hatten der Bischof *Heinrich,* «ein münch ausz der Reichenaw» und «etlich ander herren in Chůrwalen» dem Gegenkönig Rudolf gehuldigt. Die Folge dieser Kämpfe ist eine einjährige Vakanz im Bistum, «bisz Marpertus (gemeint ist *Norbert von Hohenwart,* ein Anhänger Heinrichs IV.), dazselb mit simony (Aemterkauf) überkommen»; doch sei er 1085 in den Bann getan und auf einer Bischofssynode abgesetzt worden. Haben wir es bei Norbert also mit einem Vertreter der kaiserlichen Partei zu tun, so gilt sein Nebenbuhler *Ulrich,* der sich schliesslich durchzusetzen vermochte, als überzeugter Parteigänger des Papstes. Dass er freilich, wie Münster berichtet, zusammen mit den Erzbischöfen von Trier und Magdeburg, 1105 den abtrünnigen Sohn des Kaisers, den späteren Heinrich V., zum Papst nach Rom geleitet habe, kann sich nur auf Ulrichs Nachfolger, Bischof Wido, beziehen, da Ulrich bereits 1096 gestorben ist. Das Interesse der Hohenstaufen am Bistum Chur zeigt sich daran, dass Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) die Schirmherrschaft über das Hochstift seinem eigenen Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, überträgt. Ferner wird Bischof *Egino* (von Matsch) vom Kaiser als Fürst bezeichnet, ein Titel, der im Zusammenhang mit dem Bischof von Chur vorher nicht belegt ist. Schliesslich treffen wir rund drei Jahrzehnte später Bischof *Arnold* (von Matsch) in der Umgebung eines Staufen an, als dieser im Jahr 1212 auf Ersuchen von Papst Innozenz III. dem jungen König Friedrich (II.), der, von Sizilien kommend, gegen seinen Widersacher, den Welfen Otto IV., nach Deutschland zog, das Geleit durch sein Bistum bis gen Konstanz gab.

Auf der andern Seite zeigt uns Münster, wie die Bischöfe in kriegerischem Übermut sich in Fehden gegen meist lokale Gewalten stürzen und so, nicht selten durch eigenes Verschulden, den Bestand des Bistums aufs Spiel setzen. Bischof *Friedrich* (von Montfort) wendet sich im Bunde mit Bischof Peter von Sitten zugunsten seines Bruders Wilhelm, Abt von St. Gallen, gegen König Rudolf von Habsburg. Er gerät 1288 bei einem Gefecht in der Nähe von Balzers in die Gefangenschaft des Grafen von Werdenberg, eines Parteigängers des Königs, und fällt zu Tode, als er sich aus der Haft befreien wollte. Auch Bischof *Johann* soll infolge seiner kriegerischen Aktivitäten einen gewaltsamen Tod erlitten haben; dass er freilich, wie Münster überliefert, erschlagen worden sei, ist eher

Von der Stadt Chur. In: Sebastian Münster: Cosmographie (Foto: Rätisches Museum Chur)

unwahrscheinlich. Nach andern Quellen ist er 1331 in der Gefangenschaft gestorben. Bischof *Ulrich* (V.) kämpft auf der Seite Kaiser Karls IV. gegen dessen Rivalen Ludwig von Bayern um die Grafschaft Tirol und gerät zusammen mit weltlichen Adligen in Gefangenschaft. Er kommt aber später wieder frei und stirbt 1355 in Chur. Ungewöhnlich streitsüchtig gebärdet sich Bischof *Hartmann* (II.), ein Graf von Werdenberg und Herr zu Sargans. Er führt eine jahrelange Fehde gegen Ulrich Brun, den Freiherrn von Rhäzüns; es geht um Ansprüche, die der Bischof im Domleschg erhebt. Er kämpft aber auch gegen Österreich zugunsten seiner Brüder um die Vogteirechte über Rheineck. Im Konflikt mit dem in die Reichsacht erklärten Herzog Friedrich mit der leeren Tasche überfällt er im Bunde mit Lindau die Stadt Feldkirch, gerät jedoch mitsamt seinem Bruder Hugo in Gefangenschaft. Nach seiner Befreiung führt er, wohl aufgrund eines Gelübdes, in seinem Bistum das Fest der unbefleckten Maria ein. Er stirbt in Chur 1416.

Auch mit den Bürgern der eigenen Stadt haben sich die Bischöfe auseinanderzusetzen. Münster zeigt das zunächst am Beispiel Bischof *Ortliebs,* eines Freiherrn von Brandis: «Es hat sich von im die statt Chůr abgeworffen und wöllen ein Reichstatt sein», ein Anspruch den die Bürger freilich bei Kaiser Friedrich III. (1440 bis 1493) nicht durchzusetzen vermochten. Dennoch hatte der Bischof, wie Münster festhält, «vil von inen erlitten». Diese Auseinandersetzungen eskalieren unter Bischof *Heinrich* (VI.), einem Freiherrn von Hewen, der 1491 die Nachfolge Bischof Ortliebs antrat:

«Ist auch gedachts handels halben von den seinen vrtriben unnd des kriegs zwischen den dreien pünden und dem hausz Österreich anno 1499 ursach gewesen.» Gegen seinen Willen, müssen wir beifügen, da er gerade dadurch, dass er die drei Bünde vom Anschluss an die Eidgenossen abzuhalten versuchte, einen Krieg vermeiden wollte. Sogar Münsters Zeitgenosse *Luzius Iter,* selber Bürger von Chur und Spross einer alten Familie, hatte bald nach seiner Wahl im Jahre 1541 unverschuldet, wie Münster ausdrücklich bezeugt, «vil unrůw, widerwertikeit und anfechtung» von den Seinen zu erdulden. Doch sei es ihm gelungen, den Gotteshausbund und die Stadt Chur dazu zu bringen, «dasz sie im als irem landsfürsten geschwo-

ren und bischofflichen gewalt und hoff bei inen on (ohne) schwertschleg zugelassen habent».

Mit seiner Übersicht über die Churer Bischöfe hat uns Münster zwar keine lückenlose, aber doch eine Schwerpunkte setzende «Bistumsgeschichte» vorgelegt, die vor allem eines deutlich macht: dass trotz seiner alpinen Abgeschiedenheit das Bistum Chur keineswegs im toten Winkel der Reichsgeschichte lag.

Drei Bünde

Bevor sich Münster der Beschreibung der Stadt Chur zuwendet, leitet er ziemlich unvermittelt zur Entstehung der rätischen Bünde über. Seiner geographischen Sichtweise entsprechend, beginnt er nicht etwa mit der ältesten dieser Vereinigungen, dem Gotteshausbund, sondern «bei anfang des Rheins», dem *Grauen* oder *Obern Bund,* den der Abt von Disentis, der Graf von Misox und der Freiherr von Rhäzüns im Jahre 1424 in Truns abgeschlossen haben, wobei der Abt als Reichsfürst das Römische Reich, der Graf seine Herren von Mailand und der Freiherr die Rechte des Hauses Österreich vorbehielten. Das eigentliche Gründungsjahr 1395 kennt Münster anscheinend nicht.

Den Zweck des Bundes sieht Münster zu Recht im Bedürfnis nach Schutz vor fremdem Volk und vor Räuberei sowie in der Unabhängigkeit von fremden Richtern: «dasz sie weder sich selber noch ire arme leüt weiter auff frembd gericht wöllend laden lassen.» Keine klare Vorstellung hat Münster vom Wesen des *Gotteshausbundes.* Dass dieser gegen die drohende Gefahr einer Veräusserung des Bistums an Österreich durch den landesfremden Bischof Peter aus Böhmen (1355 bis 1368) zustandegekommen ist, weiss er offenbar nicht; er verwechselt ihn mit dem Burgrecht, das der gleichfalls aus Prag stammende Bischof Johann IV. (nicht, wie Münster schreibt, III.) 1419 mit Zürich einging. Später habe er sich des besseren Schutzes wegen mit dem Grauen Bund «als seinen lieben und gůten nachpauren» verbunden. Genau so vage sind seine Kenntnisse über den *Zehngerichtebund.* Der Zusammenhang des Bundesschlusses mit dem Tod des Grafen Friedrich, des letzten Toggenburgers, 1436, ist ihm unbekannt. Als Gründungsdatum nimmt er das Jahr 1470 an, «nit lang vor den Burgundischen krieg». In der Folge hätten die drei Bünde zusammen geschworen, später sich mit den Eidgenossen, zuletzt mit der Krone von Frankreich zusammengetan, der sie das ganze Veltlin «abgedrungen». Diese Bünde sind zum Teil deutschsprachig, zum Teil werde «churwelsch», also romanisch gesprochen; regiert werden sie von den einzelnen Gemeinden.

Es ist nicht immer leicht, im Aufbau der Kosmographie einen Sinn zu erkennen. Allzu oft gerät Münster in den Zwiespalt zwischen der historischen Betrachtungsweise, zu der er sich innerlich hingezogen fühlt, und der geographischen Methode, die wir bei einer Kosmographie voraussetzen. Nach dem ausgiebigen historischen Exkurs scheint er sich offensichtlich wieder darauf besonnen zu haben, dass er ja eigentlich vorhatte, die Örtlichkeiten längs der beiden Rheinarme zu beschreiben. Unvermittelt erwähnt er *Ilanz,* das oberste Städtchen am Vorderrhein. Sein Wappen, eine Krone, durch die der Rhein läuft, deutet er als Symbol, dass es «gleich als die kron des Rheins ist». Der Stellung von Ilanz entspricht am Hinterrhein das Städtchen *Fürstenau,* zwei grosse Meilen (etwa 15 km) oberhalb von Chur gegen den Splügenberg. Unweit davon liegt ein altes Schloss auf hohem Felsen, «heiszt Realt, das ist Rhetia alta oder hoch Rhetia». Mit der Erwähnung des dem Bischof von Chur zugehörigen Fürstenau gelingt es Münster, die Verbindung zu Chur wiederherzustellen.

In schwungvollen, etwa vier Zentimeter hohen Lettern kündigt er den nachstehenden doppelseitigen Holzschnitt zur Stadt Chur an. Als Gewährsmann beruft er sich auf Bischof Luzius Iter «lůblicher gedechtnusz». Iter starb am 4. Dezember 1549 und hat somit das Erscheinen der Kosmographie nicht mehr erlebt. Was dieser gebildete Bürger von Chur und Bischof auf dessen Anfrage hin unserem Autor «gnådiglichen» zukommen liess, wird nicht ausdrücklich gesagt; doch dürfen wir annehmen, dass es sich dabei neben allerlei Informationen zur Stadt- und Landeskunde von Chur und Umgebung in erster Linie um eine Vorlage für den erwähnten Holzschnitt handelte. Mit seinem Entgegenkommen, versichert Münster, habe der Bischof zum Ausdruck bringen wollen, wie sehr er «den gůten unnd eerlichen studien» erge-

ben war, und wie sehr er diese nach seinem Vermögen zu fördern wusste. Der Holzschnitt im Format 32 x 16 cm zeigt «die statt Chůr, im Schweitzergebirg und in der Grawenpündter land onferr (unfern) vom Rhein gelegen». Wie der Holzschnitt über den Churer Hof weist er die Signatur des Formschneiders Jacob Clauser auf. Die Himmelsrichtungen sind diesmal angegeben, sodass wir uns über die Lage der einzelnen Kirchen und Tore, die grösstenteils mit Namen versehen sind, ein klares Bild machen können. Die Stadt erhebt sich vor einer phantasievollen gebirgigen Landschaft, welche durch wellige Wiesen gekennzeichnet wird, die wiederum von Baumgruppen belebt sind. Ein Säumer mit seinem beladenen Ross, hinter ihm ein Wandersmann ziehen dem Gebirge zu. In der rechten oberen Bildhälfte werden Galgen und Rad sichtbar, Zeichen der Gerichtshoheit. Östlich der Stadtmauer sind in einer baumbestandenen Matte zwei kleine Häuser eingezeichnet; dem grösseren steuert ein Fuhrmann mit Pferd und Wagen zu. Auch im Westen ist die Landschaft überbaut. Von einem Brückentor aus leitet eine gemauerte Brücke zum Obertor. Unter ihren drei Jochen rauscht die wilde Plessur dem Beschauer entgegen. Die Stadt selber ist im Norden und im Westen bis hin zum Obertor mit einer doppelten Mauer umgeben. In diesem Abschnitt sind ausser dem Obertor «das todten thürlin» und das Untertor mit Namen bezeichnet. Über die Häuser ragen mehrere Kirchen mit ihren Türmen empor; im Süden «Uf dem hof» die Kathedrale, östlich von ihr St. Luzi, westlich mit mächtigem Turm die Pfarrkirche St. Martin und weiter gegen die Stadtmauer zu das Predigerkloster, nordwärts im Vordergrund, überdimensioniert, die Pfarrkirche St. Regula.

Was Münster über die Stadt berichtet, ist nicht umwerfend, eher nüchtern. Beeindruckt ist er von ihrem Alter. Churs Anfänge setzt er in die Mitte des vierten Jahrhunderts, «umb das jar Christi dreyhundert siebenundfünffzig». Schon bald nach ihrer Entstehung kehrt in der Stadt der christliche Glaube ein. Auf welchen Wegen dies geschehen ist, sagt Münster nicht. Zur Zeit des fränkischen Königs Chlodwig (482 bis 511) hat Chur bereits einen Bischof. Wie schon Tschudi, erinnert auch Münster in diesen Zusammenhang an die Legende des hl. Fridolin, nach welcher dieser im Jahr 495 den Churer Bischof aufgesucht habe. Im Laufe der Zeit sei die Stadt durch Häuser, Türme und «ander gezierden» verschönert worden. Münster charakterisiert sie als «zimlich wol nach lands art erbauwen». Sie liegt eine halbe Wegstunde vom Rhein entfernt an zwei Bergen; der Gestalt nach bilden sie annähernd ein Dreieck, das sich gegen den Hof hin zuspitzt; dieser ist in die Ringmauer eingebunden. Ausserhalb der Mauern, hinter dem Hof, liegt St. Luzi, vor kurzem noch ein Kloster, später ein Spital. Auch zur Bedeutung Churs als Handels- und Gewerbeplatz finden sich bei Münster einige Angaben. So diene das «grosz wasser», gemeint ist die Plessur, die hinter der Stadt und dem Schloss aus dem Gebirge tritt, dazu, Holz in die Stadt zu flössen. In der Stadt selber würden allerlei Güter gestapelt, die dann auf Saumrossen über die Berge nach Welschland transportiert und dort gegen den köstlichen Veltliner eingetauscht würden. Zwar gedeiht auch in der Umgebung Churs weisser und roter Wein, «der auch sunderlich gůt ist». Schliesslich fehlt auch nicht ein Hinweis auf die Tierwelt: «Man find auch umb Chůr in bergen allerlei thier und vǫ̊gel, der art wie man sie in Wallis findt.» Münster nennt Gemsen, Steinböcke, Murmeltiere, Weisshasen, Geier, Steinhühner, Auerhähne, Fasanen und Parnisen (?).

Prättigau

Im folgenden beschäftigt sich Münster mit dem *Prättigau,* von dem bereits im Zusammenhang mit dem Zehngerichtebund die Rede war. In Anlehnung an Tschudi leitet er den Namen vom Rätikon ab; so soll das Tal ursprünglich «Retigǫ̊w» geheissen haben, woraus später «Pretegǫ̊w» entstanden sei. Von den Herrschaftsverhältnissen im Prättigau besitzt Münster nur rudimentäre Kenntnisse. Ehedem habe das Tal den Grafen von Metsch gehört. Gemeint ist das rätische Dynastengeschlecht der Matsch, die 1338 die Gerichte Schiers und Castels erwarben. Doch sind die Verhältnisse im Prättigau in Wirklichkeit keineswegs einheitlich und zudem manchem Wechsel unterworfen. Reichlich unpräzis wirkt die Bemerkung, dass «innerhalb von siebzig oder achtzig Jahren» der Verkauf an Österreich erfolgt sei; noch immer setze darum König Ferdinand als Fürst von Österreich einen Land-

vogt über die acht Gerichte in Castels ein. Zutreffend ist die Feststellung, dass trotz der rechtlichen Zuständigkeit Österreichs faktisch die Bauern Herren im Lande seien. Dem Bund gehören auch Maienfeld und Malans an, weshalb man vom *Zehn*gerichtebund spreche. Städte gibt es im Prättigau nicht, dafür das Schloss Castels sowie stattliche Dörfer. Das Tal ist nicht breit; seine Länge gibt Münster mit vier Meilen an. Durchflossen wird es von der Landquart. Den Zugang bildet eine enge Klus, die einst von einem Schloss beherrscht war, das jetzt zerstört ist. Gemeint ist wohl die Burg Fragstein, deren Aufgabe es war, die Bewohner des Tals zu bewahren, «dasz niemands zů inen mǒcht». Mitten im Tal, oberhalb von Fideris, gibt es in einem Tobel ein Alaunbad, das von weither aufgesucht wird. Das heilkräftige Wasser wird bei Magenbeschwerden, Blutspeien, gegen Fieber und bei Frauenleiden angewendet. Im Gebirge wird Eisenerz abgebaut. Erstmals vernehmen wir bei Münster etwas von den Walsern, die sich im Davosertal niedergelassen haben: «Die seind gemeinlich in den wilden und hohen bergen, und wachszt nichts bey inen dan růben, gras und wåld (Wälder).» Hinter diesen Bergen gegen den «Settmer» (?) finde man die Steinböcke, «item agaricum und gloriat (?), die vil und hübsch ausz den Lerchen werden gezogen, darzů auch ziernüszlin, dergleichen auff den andern schnebergen». Diese reichlich dunkeln Angaben werden wenigstens zum Teil etwas erhellt, wenn wir Münsters Hinweis auf sein Kapitel über das Wallis beachten, wo er darüber «gnůgsamliche» geschrieben habe. In der Tat liest man dort, dass aus den Lärchen Resina oder Terpentin gewonnen werde; «es wachszt auch ein schwum (Pilz) an den lerchen, den die apotecker heissen *agaricum*». Das aus diesem Pilz hergestellte Heilmittel helfe gegen Kopfschmerzen. Bei den Ziernüsslein scheint es sich um die Früchte der Arven zu handeln. Jedenfalls behauptet Münster an der genannten Stelle, dass die Zäpfchen der Arve gegessen würden und wie Haselnüsse schmeckten.

Maienfeld

Äusserst knapp ist Münsters Bericht über die Bündner Herrschaft ausgefallen. Nochmals erwähnter die Landquart; sie fliesst anderthalb Meilen unterhalb von Chur in den Rhein. Ihr lateinischer Name ist Langarus. Es folgt das Städtchen *Maienfeld,* ehemals unter dem Namen Lupinum bekannt. In Anlehnung an Tschudi schreibt Münster, die Bewohner Maienfelds würden den Ortsnamen mit der Göttin Maia, der Mutter Merkurs, in Verbindung bringen, die einst hier verehrt worden sei. Dass es sich dabei um eine lokale Überlieferung handeln soll, ist wenig wahrscheinlich; eher dürfte es sich um eine pseudogelehrte Konstruktion handeln, um den Versuch, einen Ortsnamen von einer antiken Gottheit oder allgemein von einer mythologischen Gestalt herzuleiten, wie er gerade für die damaligen Humanisten charakteristisch ist. Über die Besitzverhältnisse heisst es, das deutschsprachige Städtchen habe einst den Herren von Brandis gehört und sei später an die drei Bünde übergegangen.

Kloster Pfäfers

Wir beschliessen unsere Ausführungen mit Münsters Beschreibung von Kloster und Bad *Pfäfers.* Sie soll uns vor Augen führen, um wieviel lebendiger und anschaulicher seine Schilderung stets dann ausfällt, wenn er aus eigener Anschauung erzählen kann. Dass dies hier der Fall ist, bezeugt er selber. Für seine Aussagen beruft er sich auf *Johann Jakob Russinger,* den Abt des Klosters, von dem er anlässlich seines Besuchs in Pfäfers freundlich empfangen worden sei.

Zu Münsters Zeiten ist das Benediktinerkloster der Schirmherrschaft der sieben alten Orte der Eidgenossen unterstellt, «wiewol es ligt in Rhetiern landschafft unn Churer bisthumm, zwo meil under Chur herab, ein fiertheil meil von dem Rhein». Sein lateinischer Name lautete einst Fabarium oder Monasterium apud Favarias. Gegründet wurde das Kloster auf Ansuchen des hl. Pirminius unter dem merowingischen König Theuderich. Dies berichtet auch Tschudi; doch lässt es Münster bei dieser Feststellung nicht bewenden, sondern stellt Überlegungen an, unter welchem Träger dieses Namens die Gründung erfolgt sein könnte; denn der Stiftungsbrief sei, wie ihm Abt Russinger berichtet habe, nicht mehr vorhanden: «Es seind zwen Theodorici gewesen; der erst hat regiert

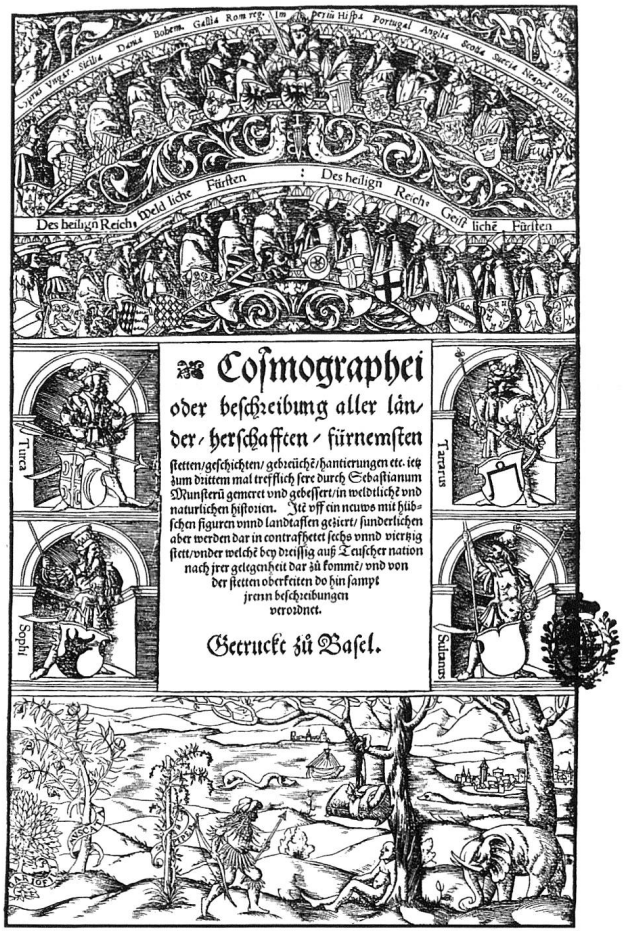
anno 670; der ander anno 723, unn under disem will mich beduncken, sei gemelte stifftung beschechen. Ursach lasz ich faren.» Damit distanziert sich Münster von Tschudi, der sich für die frühere Datierung entschieden hat, «ungevarlich im 676. jar». Dass Pfäfers vorübergehend dem Kloster St. Gallen unterstand, später jedoch seine Selbständigkeit unter eigenen Äbten zurückgewann, ist durchaus richtig, wenn auch das von Münster genannte Datum 958 nicht stimmen kann.

Bad Pfäfers

Beeindruckt zeigt sich Münster von der Lage des Klosters. Es liegt auf einem hohen Berg neben dem Rhein, «unn so man hinauff kompt, ist ein grosse weite (Ebene) darauff mit lustigen wisen und matten, kůlen brunnen und grůnen welden (Wäldern); unn steigen zů beiden seiten grausam hoch berg hinauff gegen den himmel». Diese Berge werden von einem tiefen und steil abfallenden Tal durchschnitten, das von einem Gletscherwasser, die Taming, durchflossen wird; bei Ragaz verlässt die Tamina das Gebirge und fliesst dem Rhein zu. Wir haben es hier mit einer Landschaftsschilderung zu tun, wie sie im 16. Jahrhundert noch eher selten anzutreffen ist. In der Nähe dieses Gletscherwassers, eine Viertelmeile vom Kloster entfernt, in der Tiefe zwischen den jähen und hohen Bergen, habe vor etwa 300 Jahren ein Jäger ein heisses Bad entdeckt. Dieses liegt so tief zwischen zwei sich gegeneinander wölbenden Felsen versteckt, dass es nicht ohne lange Seile zugänglich war. «Ich wolt gern dir dis bad mit einer figuren (Abbildung) für augen stellen, wann es müglich were. Es ist so gar zwüschen den felsen beschlossen, dasz man es nit anzeigen kan.» Münster beschreibt das Bad als eine «trefflich weite spelunck (Höhle), von zweien hohen felsen erwachsen, unter welchen der ein gantz gebogen ist wie ein gewelb». Dieser Fels neigt sich derart gegen den andern, dass in der Höhe gegen Süden zu eine Öffnung frei bleibt. Durch diese vermag im Sommer die Sonne während etwa einer Stunde zu scheinen. In der übrigen Zeit ist es dort unten aber so dunkel, dass man sogar um die Mittagszeit in den engen Gemächern nicht ohne Licht auskommt. Direkt über dem Gletscherwasser befinden sich drei oder vier kleine Häuser mit Stübchen und einer Kochgelegenheit. In den gegenüberliegenden Fels sind grosse und tiefe Löcher eingehauen; in diese wurden Balken gelegt. Auf diese Weise ist eine Brücke entstanden, die so angelegt ist, dass man jetzt sogar mit Pferden von oben bis zum Bad gelangen kann. Das Wasser ist warm, jedoch nicht heiss. Es dringt aus einem Felsspalt hervor und fliesst im Sommer so stark, dass darin 2000 Menschen baden könnten, wenn der nötige Platz vorhanden wäre. Nun ist aber der in den Fels gehauene Badkasten dermassen eng, dass er nicht viel mehr als hundert Menschen aufzunehmen vermag. Diese müssen sich eng zusammendrängen «und sitzen do in der dunckelheit wie die seelen in sant Patricius fegfewr». Ehe Abt Russinger den erwähnten Steg errichten liess, seien viele Menschen, die unter Schwindelanfällen litten, ohne gebadet zu haben, wieder weggezogen, sobald sie in die jähe Tiefe blickten, in die sie hätten hinuntersteigen müssen. Das Wasser ist klar und geruchlos; es enthält Kupfer und Gold. «Es gath an im früling und endet sich im winter; esz wachszt mit den kreütern und stirbt mit inen.» Die Heilkraft des Wassers ist gross. Manche Krankheiten verschwinden bereits nach neun oder zehn Tagen, andere nach 14 oder 15 Tagen, je nach der Schwere des Leidens oder nach dem Fleiss oder Unfleiss der Badenden. In der Folge listet Münster eine lange Reihe von Krankheiten und körperlichen Gebrechen auf, bei denen das Wasser erfolgreich zur Anwendung gelangt. Es hilft bei Frakturen, Verkrümmungen, Lähmungen, Zittern der Hände und der Beine, Müdigkeit in den Gliedern, rheumatischen Beschwerden, gegen Abmagerung, bei fieberhaften Erkrankungen, Gelbsucht, Nieren- und Blasenleiden, Hautkrankheiten wie Schuppen oder Flechten, offenen Beinen, Fisteln und Geschwüren, schlecht heilenden Wunden, bei Gliederverrenkungen als Folge von Folterungen, bei Stich- und Schusswunden sowie bei Erfrierungen. «Item disz bad ist gůt zů vertreiben schmertzen des haupts, sterckt die gedåchtnusz, das gesicht (Sehkraft) und gehůrd (Gehör), eröffnet die verstopffung des hirns und der nerven, als dann seind die fallend sucht, der schlag, der krampff etc.»

Mit dieser Aufzählung von Krankheiten und Gebrechen, die vielleicht bei manchen gesundheit-

lich angeschlagenen Lesern die Hoffnung erweckte, dass auch sie von ihren Leiden befreit werden könnten, beendet Münster seine Schilderung des Heilbades von Pfäfers.



Sebastian Münsters Kosmographie. Titelblatt nach dem Reprint von 1988

Fazit

Wenn wir zum Schluss versuchen, einige Ergebnisse unserer Betrachtungen zu Münsters Beschreibung Rätiens zusammenzufassen, so können wir festhalten:

Münsters geographisch-topographische Methode, die er auch sonst in der Kosmographie anwendet, macht es ihm unmöglich, einen geschichtlich und kulturell zusammengehörenden Raum in seiner Ganzheit zu erfassen. In unserem Fall heisst das: Ein auch nur einigermassen geschlossenes Bild entwirft er nur von den nördlich der Alpenübergänge gelegenen Teilen Rätiens, die irgendwie im näheren oder weiteren Bereich des Rheins anzutreffen sind. Alle Gebiete südlich der Pässe, das Engadin, das Münstertal, das Puschlav und das Bergell, werden im Kapitel über den Vintschgau und das Tirol behandelt. Da Münsters diesbezügliche Aussagen sich auf das Äusserliche beschränken und in der Regel belanglos sind, haben wir darauf verzichtet, auch diese Teile des Bündnerlands in unser Thema einzubeziehen. Lückenhaft und ungleich an Gewicht sind, wie wir gesehen haben, auch seine Angaben über das nördliche Rätien. Das lässt sich gewiss nicht allein damit erklären, dass in Tschudis Beschreibung Rätiens, die zur Zeit des Erscheinens von Münsters Kosmographie im Druck zugänglich war, eine zusammenhängende Darstellung vorlag. Natürlich ist es verständlich, wenn Münster Tschudis Ausführungen nicht einfach wiederholen wollte, sondern bemüht war, einerseits manches, was bei Tschudi zu lesen war, wegzulassen, andrerseits aber auch da und dort über ihn hinauszugelangen und eigene Schwerpunkte zu setzen. Das vielfach Unausgewogene seiner Darstellung ist aber doch wohl in erster Linie darauf zurückzuführen, dass er in manchen Fällen nur über unzureichende Informationen verfügte. Dass Münsters Schilderungen immer dort an Lebendigkeit gewinnen, wo er aus eigener Anschauung berichtet, hat uns sein Abschnitt über das Bad Pfäfers gezeigt.

Literatur

Tschudi, Aegidius: Uralt wahrhaftig Alpisch Rhetia/De Prisca et vera alpina Rhetica. Basel 1538 (2. Aufl. 1560).

Münster, Sebastian: Kosmographie. Basel: Heinrich Petri 1544/1550. – Reprint: Deutscher Bücherbund 1988.

Burmeister, Karl Heinz: Sebastian Münster, Versuch eines biographischen Gesamtbildes. In: Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft Bd. 91, Basel 1969.

Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz, 7 Bde., Neuenburg 1921 bis 1934: Artikel Bünde in Rätien (2, 400 f.), Chur, Chur (Bistum), Chur (Diözese), Chur (Hochstift) (2, 581 ff.), Graubünden (3, 639 ff.), Pfäfers (5, 414 ff.) und Prättigau (5, 478 ff.).

Jenny, Beat Rudolf: Sebastian Münster und Graubünden. In: Bündner Monatsblatt 1971, 41–77.

Mayer, Joh. Georg: Geschichte des Bistums Chur, Bd. 1. Stans 1907.

Meyer, Friedrich: Sebastian Münster und der Oberrhein. Basel, Elsass, Breisgau und die Markgrafschaft Baden in der Darstellung von Münsters Kosmographie (1550). In: Markgräflerland, Bd. 2/1997 und Bd. 1/1998.

Pieth, Friedrich: Bündnergeschichte, Chur 1945, 2. Aufl. 1982.